

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-00433-9

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Jessica Koch begann bereits in der Schulzeit damit, kürzere Manuskripte zu schreiben, reichte diese aber nie bei Verlagen ein. Anfang 2016 erschien dann schließlich ihr Debütroman «Dem Horizont so nah». Das Buch belegte wochenlang Platz 1 der Bestsellerlisten und kam 2019 in die Kinos. Mit «Dem Abgrund so nah» und «Dem Ozean so nah» erschienen im Laufe des Jahres die ebenfalls sehr erfolgreichen Teile zwei und drei der «Danny-Trilogie».

Jessica Koch

Wenn das Meer leuchtet

~ Roman ~

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch
Verlag, Hamburg, Oktober 2020
Copyright © 2018 by FeuerWerke Verlag, Maracuja
GmbH, Laerheider Weg 13, 47669 Wachtendonk
Covergestaltung any.way, Hamburg,
nach einem Entwurf von Judith Jünemann
Satz aus der Adriane Text
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978-3-499-00433-9

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern
und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale
Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten
zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



Prolog

Nichts verletzt die Seele so sehr wie ein Stich in eine alte Wunde

Dicht an die Wand gedrängt stand sie einfach nur da und wartete zitternd ab, was geschehen würde. Ihre Hände glitten an den kalten Steinen entlang. Sie wünschte sich inständig, dass sich irgendwo ein Loch auftäte, in das sie schlüpfen könnte. Eine Flucht nach vorne war aussichtslos, denn die anderen standen dicht um sie herum. Die Augen zu dünnen Schlitzen verengt, die Münder so zu Fratzen verzogen, dass sie ihre Zähne entblößten. Sie wollten über ihr Opfer herfallen wie ein Rudel hungriger Wölfe über ein Kaninchen.

Es sind nur deine Mitschüler ...

Ein Gedanke, der sie nicht trösten konnte, denn diese Menschen besaßen etwas, das man bei einem Wolf nicht fand: Boshaftigkeit.

«Sie stinkt», rief plötzlich einer der Jungen, der dicht an sie herangetreten war und übertrieben angeekelt an ihren rotblonden Haaren schnüffelte. «Möchte gerne wissen, wie lange sie sich nicht mehr gewaschen hat!»

«Vielleicht duscht sie mit Toilettenwasser?»

Ein Jubel brach aus, wie bei einer Tombola, wenn der Hauptpreis gezogen wurde.

«Wie oft wäschst du dich eigentlich?»

Sein kantiges Gesicht mit der leicht krummen Nase kam dem des Mädchens bedrohlich nahe. Er roch nach Pfefferminzkaugummi. Ihr Zittern verwandelte sich in ein Beben.

«Ich ...»

... dusche täglich ...

Die Worte blieben in ihrer zugeschnürten Kehle stecken.

«Was?» Das Grölen um sie herum wurde lauter. «Wir können dich nicht hören!»

«Ich ... Ich d... d... d...»

Eine Hand schnellte vor und schlug ihr gegen den Hinterkopf. «Die Platte hängt schon wieder. Draufhauen soll helfen.»

«Bei Stottermarie hilft das nicht. Die ist dauerhaft kaputt.» Es war ein Mädchen aus ihrer Klasse, von dem dieser Spruch kam. Marie konnte sie nur an der Stimme erkennen, zu nah stand der Junge vor ihr und versperrte ihr die Sicht.

«Stinkt und stottert.»

«Wir sollten ihr Shampoo kaufen.»

Beharrlich starrte sie an ihren Mitschülern vorbei zu den Bäumen am Ende des Schulhofes. Sie suchte sich einen der Baumwipfel aus und fixierte ihn. Angestrengt bemühte sie sich, nicht zu blinzeln, damit die angestauten Tränen nicht ihre Augen verließen.

«Shampoo ist viel zu teuer für Stottermarie.» Die Klassenkameradin griff in ihre Schultasche, zog ihre Brotbox hervor und öffnete sie flink. Sie reichte dem Jungen, der genau vor ihr stand, eine Banane. «Das hier tut es auch.»

Er lachte, riss die gelbe Schale herunter und brach die Frucht entzwei. Das Mädchen wehrte sich nicht, als er die Banane auf ihren Kopf drückte und ausgiebig in ihr Haar massierte. Jeder einzelne Muskel in ihrem Körper versteifte sich unter der Berührung seiner Finger, die sich widerlich und klebrig anfühlten.

«Wasch dich.»

Sie riefen es im Chor und kramten alles Obst hervor, das sie in ihren Taschen finden konnten.

«Wasch dich!»

«Wasch dich!»

Wie ein Stakkato hämmerten die Worte und die Früchte auf sie ein. Sie spürte den dumpfen Aufprall dort, wo sie getroffen wurde. Doch es waren nicht die körperlichen Schmerzen, die sie zerstörten.

Weinend kauerte sich das Mädchen auf der Erde zusammen und wartete auf die Gnade ihrer Mitschüler, auf ein Ende und darauf, den Schmerz mit ihrem Blut übermalen zu können.

1

Wenn Worte meine Sprache wären

Das Rauschen des Meeres ist so beruhigend, dass ich den Trubel am Strand fast vergesse. Ich habe meine abgewetzten Sneakers ausgezogen und gehe barfuß über den warmen Sand, an dem großen Volleyballfeld vorbei, auf dem meine Kommilitonen sich gegenseitig über das Netz hinweg einen Ball zuschlagen. Automatisch ziehe ich meinen Kopf ein und versuche, mich möglichst klein zu machen. Hier kennen wir uns noch nicht wirklich und die Gefahr ist groß, dass die anderen mich fragen, ob ich mitspielen möchte. Die untergehende Sonne hätte mir das Mitspielen zwar ermöglicht, ohne Gefahr zu laufen, sofort meine Haut zu verbrennen, aber ich will nicht, dass die anderen merken, wie plump und ungelenk ich bin. An einer Universität mit unzähligen Sportstudenten könnte das meine Fahrkarte ins Abseits sein. Das darf ich nicht riskieren.

«Studieren in fast familiärer Gemeinschaft: Die California State University, Monterey Bay, macht es möglich ...»

Natürlich ist mir dieser Satz von der Homepage im Kopf geblieben, und ich klammere mich viel zu sehr an ihn.

Wenn ich eine Chance auf Integration bekomme, dann hier.

Aber ich muss vorsichtig sein, vor allem hier am Strand. Sonne hab ich noch nie gut vertragen. Völlig egal, ob ich eine Kopfbedeckung trage oder nicht, sobald ich bei Sonnenschein körperlich aktiv bin, bekomme ich sofort Kopfschmerzen. Nicht die Sorte Schmerzen, bei der man sich einen Waschlappen auf die Stirn legt und

nach zehn Minuten alles wieder in Ordnung ist, sondern richtige Migräne, bei der man dann für drei Tage im abgedunkelten Zimmer komplett flachliegt und vor sich hin vegetiert. Außerdem falle ich mit meiner schneeweißen Haut nirgends mehr auf als mitten in Kalifornien zwischen all den braun gebrannten Studenten. Deswegen laufe ich zielstrebig auf das Gebäude des Campus zu. Die hellen Steine sind glatt und fühlen sich angenehm an unter meinen nackten Füßen. Der leichte Wind vermittelt mir ein trügerisches Gefühl von Freiheit.

Ohne stehen zu bleiben, beobachte ich aus dem Augenwinkel heraus die Menschen um mich herum. Obwohl alle Neuankömmlinge erst vor ein paar Tagen eingetroffen sind, gibt es unter ihnen schon deutliche Gruppenbildungen. Ich weiß natürlich, dass ein Großteil meiner Kommilitonen sich seit der Highschool kennt. Es gibt auch einige Auslandsstudenten, die, ähnlich wie ich, quer durch die Welt oder durch die Staaten gezogen sind, um hier zu studieren. Bei mir ist nicht die Küstennähe der Grund, warum wir Alabama verlassen haben, sondern die Neuanstellung meines Vaters. Er hat ein wahn-sinnig schlechtes Gewissen, meinen Bruder und mich aus unserer alten Heimat wegzuschleppen, um mich hier ins kalte Wasser zu werfen. Leider kann ich ihm nicht sagen, wie glücklich ich in Wahrheit darüber bin.

Abgesehen natürlich davon, dass mein bevorzugtes Ziel Finnland gewesen wäre. Oder wenigstens Washington ...

Mit einem Anflug von Erleichterung bemerke ich das große Gebäude mit dem gezeichneten Otterkopf und steuere darauf zu. Ich greife nach dem Türgriff, als mir jemand zuvorkommt. Sanft drängt er mich zur Seite und öffnet mir dann die Tür.

«Bitte sehr», sagt er gut gelaunt. «Ladies first.»

Danke schön!

Aufgrund seiner Stimme vermute ich, dass er ebenfalls Student ist. Ich möchte ihn anschauen, aber es gelingt mir nicht. Mein Blick klebt weiterhin am Boden, und ich laufe bereits ins Gebäude, als mir bewusst wird, dass ich diese Worte gar nicht ausgesprochen habe. Schnell drehe ich mich um und versuche, ihn in der Menge auszumachen. Aber selbst wenn er direkt vor mir stehen würde, könnte ich ihn nicht wiedererkennen, da ich sein Gesicht nicht gesehen habe.

Nicht mal ein einfaches Dankeschön bekomme ich hin!

Wütend und enttäuscht über mich selbst presse ich meine Schultasche an meine Brust und stürme die Treppe nach oben in Richtung der Schlafräume. Eine Unmenge an Türen, die alle gleich aussehen, führen in die Schlafräume. Deswegen dauert es einen Moment, bis ich mich im Flur orientiert habe und anhand der Zimmernummer die richtige Tür finde. Zaghafst trete ich ein und werfe meine Tasche auf mein Bett, das links des großen Fensters an der Wand steht. Hier ist das Bettzeug sauber und ordentlich aufgeschüttelt, während es auf dem Bett auf der rechten Seite nur lieblos zusammengeknüllt wurde. An dem großen Fenster habe ich freundliche, gelbe Satinvorhänge angebracht, um unser Zimmer wohnlicher zu gestalten.

Von dem Schlafraum aus führt ein kleiner Durchgang in das Badezimmer. Es ist nichts Besonderes, aber es reicht vollkommen aus: ein spärlich eingerichteter Raum mit weißen und zimtfarbenen Fliesen, zwei Waschbecken, eine Toilette und eine geräumige Dusche. Die sonnengelben Handtücher, die ich mitgebracht habe, geben auch diesem Raum einen Touch von Zuhause.

Zwischen dem Durchgang und dem Schlafzimmer steht der komfortable Schreibtisch aus Eichenholz. Er ist so breit, dass man nicht zu zweit nebeneinander an ihm

vorbegehen könnte, und er ist mit Abstand das schönste und wichtigste Möbelstück im Raum. Dass ich ihn mit meiner Zimmergenossin teilen muss, stört mich nicht im Geringsten.

Tiffany, die ebenfalls Sozialwissenschaften studieren wird, scheint aber noch nicht zurück zu sein. Sicherheitshalber schaue ich noch ins Bad, dann stelle ich mich vor den großen Spiegel, der an der Wand neben der Zimmertür hängt. Es fällt mir schwer, mir direkt ins Gesicht zu sehen und dabei auch noch freundlich zu lächeln.

«Danke schön», sage ich und grinse dabei. Es klingt gut, aber es ist nichts Besonderes. Ich versuche es noch einmal und schlage dabei verführerisch die Augen auf, so wie ich es früher oft bei meinen Mitschülerinnen beobachtet habe. «Danke schön.»

So einfach wäre es gewesen, und trotzdem habe ich es nicht geschafft, diese Worte über die Lippen zu bringen, als es angebracht gewesen wäre.

Überflüssig, sich jetzt noch auf so eine Situation vorzubereiten. Der Moment ist vorüber und die Chance auf eine weitere Gelegenheit verschwindend gering. Deswegen versuche ich, mich auf das Wesentliche zu konzentrieren.

«Hey, ich bin Marie.» Die Schwierigkeit liegt nicht darin, mich richtig zu artikulieren. Dank der jahrelangen Besuche bei meiner Logopädin kann ich das mittlerweile einwandfrei. Die Herausforderung besteht darin, den Blick oben zu halten. Augenkontakt wäre zu viel verlangt, aber ich weiß, dass ich meinem Gegenüber zumindest auf die Stirn sehen sollte. Oder auf den Haaransatz. Aber sogar wenn ich mit mir selbst spreche, fällt mir das unheimlich schwer. Immer habe ich Angst, dabei versehentlich durch meine Augen in meine Seele zu schauen und das zu entdecken, was ich eigentlich nicht mehr sehen will.

«Hey. Wie geht's? Ich bin Marie.» Ich entblöße meine blütenweißen Zähne, auf die ich so stolz bin. Vor einem halben Jahr habe ich sie mir professionell bleichen lassen, weil ich immer das Gefühl hatte, dass meine helle Haut die Zähne unnatürlich gelb wirken lässt. Seitdem fürchte ich mich nicht mehr so sehr davor, zu lächeln.

Jetzt musst du es nur noch schaffen, den Blick geradeaus zu richten.

Fast übermütig werfe ich meinen dicken, struppigen Zopf über die Schulter und strahle mich an. «Ich bin Marie. Wie geht es dir heute?»

Genau in dieser Sekunde fliegt die Zimmertür auf, und Tiffany kommt in den Raum. Sie hat ihre Augenbrauen eng zusammengezogen, und auf ihrer Stirn bildet sich ein steiles Dreieck. Zu allem Überfluss ist sie auch noch in Begleitung ...

Ihr folgt ein junger Mann, der mich angafft, als hätte ich eine dicke Tarantel auf der Schulter sitzen. Das Blut schießt mir in die Wangen und ich starre auf den Boden.

«Stören wir irgendwie gerade?», fragt Tiffany spöttisch. Fast kann ich spüren, wie ihr Blick suchend durchs Zimmer huscht.

Hektisch schüttele ich den Kopf.

Der Typ an ihrer Seite lacht leise in sich hinein. Gerne hätte ich ihn mir genauer angesehen, aber ich wage es nicht.

Tiffany lässt die Hand des Mannes los und tritt neben mich. «Dir macht es bestimmt nichts aus, uns eine Stunde alleine zu lassen?»

Es ist keine Frage, sondern eine unmissverständliche Aufforderung.

Reglos stehe ich da und würde gerne wissen, wie Tiffany es geschafft hat, sich in dieser kurzen Zeit hier einen Freund zu angeln.

Andere schaffen das in neunzehn Jahren nicht ...

«Dann bis später», sagt sie und drängt mich zu der immer noch offenen Tür. Mir gelingt es gerade noch, meine Schultasche zu schnappen. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie der Typ flüchtig drei Finger hebt, um mich zu verabschieden. Dann bin ich schon im Gang und werfe einen Blick über die Schulter. Fassungslos starre ich auf die Tür zu dem Zimmer, das irgendwie auch meines ist, und das ich trotzdem erst in ein paar Stunden wieder zu betreten wagen werde. Mein Hals fühlt sich an, als versuchte ich, eine dicke Murmel hinunterzuschlucken. Meine Beine lassen sich nur mühsam bewegen, als ich den ganzen langen Weg quer über die ausgedörrten Wiesen zurück zum Strand gehe. Die Dämmerung senkt sich langsam auf mich herab und verstärkt das bleierne Gefühl. Ich bleibe auf der beleuchteten Strandpromenade, auf der kleinere Gruppen von Studenten unterwegs sind, und verlasse diese erst, als ich zu den wellenförmigen Dünen komme. Ich traue mich nicht allzu weit weg in die Dunkelheit hinein, deswegen setze ich mich auf die erste Bank, die ich finden kann. Hier reicht der Lichtschein noch ganz schwach hin, und es dürfte dennoch dunkel genug sein, dass man mich vom Weg aus nicht sofort sehen kann. Meine Fingerkuppen trommeln unablässig auf dem Leder meiner Tasche herum. Lange werde ich der Versuchung nicht mehr widerstehen können ...

Ob der Tag heute anders verlaufen wäre, wenn ich wie jeder normale Mensch reagiert hätte?

Vielleicht hätte der Student, der mir die Eingangstür aufgehalten hat, mich noch auf einen Drink eingeladen. Dann wäre ich gar nicht in die peinliche Situation in Tiffanys Zimmer gekommen. Oder wenn ich einfach gesagt hätte, dass ich keine Lust habe rauszugehen, vielleicht wären die beiden dann in sein Zimmer gegangen, ohne wütend auf mich zu sein. Möglicherweise hätte mir das eine Art Respekt verschafft. So wissen sie Bescheid,

dass sie mit mir machen können, was sie wollen. Und deswegen muss ich nun allein hier sitzen und wieder einmal feststellen, dass Worte einfach nicht meine Sprache sind. Nie gewesen sind und es wohl auch nie sein werden. Im Laufe der Zeit ist es mir zwar leichter gefallen, mich korrekt auszudrücken, aber paradoxerweise immer schwerer, meine Gefühle mitzuteilen. Deswegen habe ich schon vor vielen Jahren eine andere Möglichkeit gefunden, den Schmerz und den heißen Aufruhr in meinem Inneren nach außen zu transportieren, um zu vermeiden, dass er mich von innen verbrennt.

Meine Bilder sind der einzige Weg, um zu zeigen, was ich empfinde. Automatisch greife ich in meine Tasche und ziehe die Mappe mit meinen Zeichenutensilien hervor. Ich habe bereits eine mit schwarzem Fineliner vorgefertigte Zeichnung dabei, die ich nur noch mit Farbe versehen muss.

Ein trauriges Auge mit einer dicken Träne, die blutrot werden soll.

Das Auge als das Tor zur Seele, in das ich bei anderen nicht blicken kann. Blut spielt in meinen Bildern immer eine Rolle. Vorsichtig spanne ich das Aquarellpapier auf mein Zeichenbrett und krame nach meinem Federtäschchen. Fast ehrfurchtsvoll öffne ich den Reißverschluss, klappe es auf und lege mehrere Pinsel und drei glänzende Skalpelle frei.

Erst jetzt fällt mir auf, dass ich keine Strümpfe trage. Die habe ich in der Eile in Tiffanys Zimmer vergessen, was mir mein Vorhaben erschwert, denn normalerweise bevorzuge ich den Fußknöchel. Nun muss ich improvisieren, weil ich sonst anschließend den Schnitt nicht verbergen kann.

Sorgfältig schaue ich erneut zur Strandpromenade. Ein Fahrrad fährt gerade vorbei, ansonsten ist alles ganz ruhig. Erst als ich mich vergewissert habe, dass mich

niemand sehen kann, schiebe ich meine halblange Hose bis über den Oberschenkel. Dann setze ich das Skalpell oberhalb der Kniescheibe an. Es brennt, als die Klinge die Haut durchdringt. Ein kontrollierter Schnitt, dessen Schmerz ich zwar nicht brauche, aber den ich gut ignorieren kann. Krampfhaft versuche ich, direkt auf der schon bestehenden Narbe zu schneiden, um nicht noch mehr sichtbaren Schaden anzurichten. Nicht ausdenken, wenn meine Eltern diese Verletzungen entdecken würden. Allerdings gelingt mir mein Vorhaben nicht ganz, weil der Schnitt ein wenig zu lang gerät. Dennoch stiehlt sich ein Lächeln auf mein Gesicht, als das helle Blut herausquillt. Mit einem Tuch säubere ich die Klinge und lege sie griffbereit auf das Federmäppchen. Ich werde mit Sicherheit noch drei- bis viermal nachschneiden müssen, ehe ich mein Bild fertig habe. Dann tauche ich den dünnsten Pinsel, den ich besitze, in mein warmes Blut und beginne mit dem ersten Strich.

Es ist bereits mitten in der Nacht, als ich vorsichtig ins Zimmer spicke. Tiffany ist noch wach und sitzt mit einem Laptop auf ihrem Bett. Ich bin froh, dass sie allein ist, und trete leise ein.

«Du musst nicht schleichen», ruft sie mir zu. «Ich bin noch wach.»

«Ja, stimmt», gebe ich zurück und ringe mir ein Lächeln ab.

Sie schaut mich erwartungsvoll an. Ihre hellblonden Haare fallen auf ihre nackten, braun gebrannten Schultern. Sie trägt nur ein Trägertop, dazu kurze Hot Pants und sieht unheimlich sexy aus.

«Und?», fragt sie mich. «Was meinst du?»

Ich entschlief mich dazu, ihr die Wahrheit zu sagen. «Du siehst verdammt hübsch aus.»

Sie lacht auf und schüttelt den Kopf. «Nein. Ich meine, was sagst du zu *ihm*?»

Ich will ihr nicht wieder eine unpassende Antwort geben und es mir völlig mit ihr verscherzen, deswegen überlege ich eine Sekunde zu lange.

Tiffany redet bereits weiter: «Du weißt nicht mal, wer der Typ von vorhin war, oder?»

«Also ... ehrlich gesagt nicht, nein.» Ich verschweige ihr, dass ich ihn nicht mal angesehen habe und auch nicht wiedererkennen würde.

Tiffany schnaubt durch ihre Stupsnase und schüttelt erneut den Kopf. In diesem Moment wird mir klar, dass ich bei ihr unten durch bin. Es war völlig unnötig, dass ich die Bewerbungsunterlagen fürs College aufs Sauberste ausgefüllt habe, um eine Zimmergenossin zu bekommen, die zu mir passt. Auch wenn wir auf dem Papier vollkommen identische Vorstellungen, Werte und Hobbys haben, so sind wir doch im wahren Leben komplett verschieden.

«Wer war es denn?», hake ich nach und versuche, Interesse zu simulieren.

«Das war Jayden Summers.» Ihre leicht schräg liegenden Augen beginnen zu leuchten, als sie von ihm spricht. «Er ist schon seit drei Jahren hier auf dem College und einer der erfolgreichsten Basketballspieler auf dem Campus. Er studiert Sport und Fitness, und angeblich hat er ein Stipendium bekommen, weil er ein außergewöhnliches Talent hat. Er ist der Shoot-first Point Guard und auf der Bevo Francis Award Watchlist.»

«Was ist das denn?» Basketball war noch nie mein Thema. Mir ist zwar bewusst, dass es da einen Point Guard gibt, aber dass dieser auch Körbe wirft, ist mir neu.

Meine Frage scheint so daneben zu sein, dass Tiffany nur den schwierigeren Teil davon beantwortet. «Al-

le Jungs, die auf dieser Liste sind, werden nominiert für Auszeichnungen, die nur die besten Spieler in den USA erhalten. Jayden wurde unter anderem zum Most Popular Player gewählt, und ich würde wagen zu behaupten, er ist auch der beliebteste Student auf der gesamten Cal State.»

«Okay», sage ich, weil mir nicht mehr dazu einfällt. Sicher ist es kein Zufall, dass Tiffany ausgerechnet an ihn gekommen ist.

«Das ist nicht *okay*, sondern der absolute Wahnsinn.»

«Ja», stimme ich ergeben zu. «Wusstest du das schon vorher?»

«Was?» Ihr genervter Blick zeigt mir, dass ich wieder etwas wissen will, was sie von anderen Mädchen nicht erwartet hätte.

«Dass er der Star hier auf dem Campus ist.»

«Ähm? Hallo?» Sie verdeutlicht ihre Worte mit Gesten, als wäre ich sonst nicht in der Lage, sie zu begreifen. «Logisch habe ich das gewusst. Das weiß *jedes* Mädchen hier.» Sie schweigt kurz und fügt dann hinzu: «Zumindest jedes Mädchen, das etwas auf sich hält.»

«Verstehe», sage ich, und das tue ich wirklich. Es wäre wohl angebracht gewesen, vorher zu recherchieren, wer hier besonders gefragt ist, um sich ihm dann gezielt an den Hals zu schmeißen.

Mich würde es wohl eher zu dem Außenseiter der Schule hinziehen ...

Natürlich behalte ich diesen Satz für mich. Ich habe mich heute mehr als genug unbeliebt gemacht.

«Gute Nacht, Marie.» Tiffany klappt ihren Laptop zu und stellt ihn zur Seite. Sie löscht das Licht und dreht mir dann den Rücken zu.

Mit Tränen in den Augen ziehe ich mein Handy aus meiner Nachttischschublade. Collin wird zwar längst

schlafen, dennoch muss ich ihm schreiben, um ihm von meinem Tag zu berichten.

2

Wann immer wir lachen, stirbt irgendwo ein Problem

In der ersten Woche am College finden noch keine Vorlesungen statt. Diese Zeit soll uns die Gelegenheit geben, anzukommen und uns einzugewöhnen. Der freie Freitag ermöglicht es mir, übers Wochenende nach Hause zu meinen Eltern zu fahren. Da ich mir leider kein Auto leisten kann, bin ich darauf angewiesen, dass mein Dad mich vom College abholt und wieder hierher zurückbringt. Das bedeutet für ihn eine Fahrt von knapp sechs Stunden. Manteca ist immerhin über hundertfünfzig Meilen von Monterey entfernt. Es ist aber der einzige Ort in Kalifornien, der für meine Eltern einigermaßen bezahlbar ist. Dank der neuen Anstellung meines Vaters ist sogar ein Collegebesuch für mich möglich. Auch wenn es nur ein «Mini-College» wie die CSUMB ist. Zugegeben, es funktioniert nur deswegen, weil ich durch meine sprachlichen Defizite eine Teilförderung erhalten habe. Das ist der Grund, warum ich so weit weg von Manteca studieren muss, und ein Aspekt, den ich nur zu gerne verdränge. Ich finde es schlimm genug, dass ich versuchen muss, mir einen Nebenjob zu suchen. Mein Lehrer an der Highschool hat mich dem Professor hier für eine «Teaching Assistent»-Tätigkeit vorgeschlagen. Mir graust es davor. Nicht weil ich nicht arbeiten möchte, sondern weil ich Angst habe, dass die anderen denken könnten, dass ich wegen meiner Unzulänglichkeiten bevorzugt werde.

Unruhig gehe ich auf dem Parkplatz auf und ab und kann das Warten kaum mehr aushalten. Nach nur wenigen Tagen im Studentenwohnheim brennt bereits die Sehnsucht in mir. Allen voran vermisse ich meinen klei-

nen Bruder Collin. Es ist mein größter Schmerz, ihn zurücklassen zu müssen.

Endlich sehe ich unseren alten Pick-up um die Ecke biegen. Ein Seitenfenster ist weit geöffnet, und ein feuerroter Haarschopf ist zu erkennen. Mein Herz macht einen Riesensprung, und Collin reißt die Wagentür bereits auf, bevor mein Vater das Auto zum Stehen bringen kann.

«Collin», rufe ich und renne auf den Pick-up zu. Mein Bruder rutscht ungelentk auf die Mitte der Sitzbank, und ich klettere in die Fahrerkabine. Tränen schießen mir in die Augen, als ich ihn in die Arme schließe und meine Nase in seinem wuscheligen Haar versenke.

«Collin», wiederhole ich, «du hast mir so gefehlt!»

«Und ich?», ruft mein Vater mit gespielter Empörung. «Was ist mit mir?»

«Dich habe ich auch vermisst!» Glücklicherweise beuge ich mich zu ihm hinüber, drücke ihm einen Kuss auf seine kratzige Wange und lasse mich dann wieder auf den Sitz fallen.

«Wie ist es auf dem College?», will Collin wissen. «Sind die Leute da nett?»

«Es ist wundervoll», erzähle ich. «Alle sind nett. Die Lage ist wunderschön, und ich freue mich riesig, endlich lernen zu dürfen.»

«Was?», schreit Collin.

Ich wiederhole meinen Satz deutlich lauter als vorher, damit auch mein Bruder mich verstehen kann. Irgendwie muss ich mir in der kurzen Zeit bereits angewöhnt haben, in einer normalen Lautstärke zu sprechen, sodass ich das nun automatisch weiterhin getan habe.

«Wie ist das Essen?», fragt mein Vater.

Wenn ich ehrlich bin, hat das Essen mich noch nie wirklich interessiert, aber für meinen Vater ist es immer wichtig, dass niemand hungern muss. Meine Eltern ha-

ben viel Geld für meinen Essensplan ausgegeben und somit gesichert, dass ich zumindest im ersten Jahr in dieser Hinsicht perfekt versorgt bin.

«Das Essen ist phantastisch», schwärme ich. «Und bei dir, Collin? Wie ist deine neue Schule?»

Sein Blick schweift hinaus aufs Meer, und er schweigt. Sofort wird mir klar, dass ihn dort genau das Gleiche erwartet hat wie in seiner alten. Wenn man einmal den Stempel «Opfer» auf der Stirn trägt, kann man daran reiben und rubbeln, so viel man will, man wird ihn trotzdem niemals vollständig los.

Schnell wechsele ich das Thema. «Wie gefällt dir deine neue Arbeit, Dad?»

Er lächelt mich sanft und fast entschuldigend an. «Ach, weißt du, Liebes», sagt er, «auch hier verkaufe ich nur gebrauchte Autos. Nicht viel anders als in Alabama. Aber ich muss zugeben, dass ich mir die Arbeit in leitender Position einfacher vorgestellt habe. Ich werde mich ganz schön beweisen müssen, wenn ich dauerhaft Fuß fassen will.»

«Das schaffst du, Dad! Ich glaube an dich. Du brauchst dir wirklich keine Gedanken um mich zu machen, ich bin gerne hier!» Ich sehe Collin an und frage mich, ob das auch für ihn gilt oder ob er sich an seiner alten Schule wohler gefühlt hat.

«Es gibt auch noch eine ganz tolle Überraschung! Deine Mum hat den Job als Zimmermädchen im Hotel *Travelers Inn* bekommen. Heute Morgen kam die Zusage. Ich denke, wir dürften finanziell sehr gut über die Runden kommen. Also wenn du Unterstützung brauchst, lass es uns bitte wissen.»

«Oh, das ist ja hervorragend!» Ich weiß, wie sehr meine Mutter sich gewünscht hat, wieder arbeiten zu können und einen finanziellen Beitrag zu leisten. «Mach dir um mich keine Sorgen, Dad. Ich werde mir demnächst

selbst etwas dazuverdienen, und auf dem College brauche ich nicht viel. Ich komme klar!»

Meine Mutter hat bereits Abendessen bereitgestellt, als wir daheim ankommen. Extra für mich hat sie Clam Chowder mit selbstgemachtem Sauerteigbrot gemacht.

Wir erzählen ihr von der ereignislosen Autofahrt, die dennoch wundervoll war. Wir haben eine von Collins CDs eingelegt, zusammen gesungen und die Zeit mit Wortspielen überbrückt. An einer Raststätte haben wir eine kleine Pause eingelegt und uns mit den belegten Broten zufriedengegeben, die unsere Mutter gemacht und uns für die Fahrt mitgegeben hatte.

Dementsprechend groß ist nun unser Hunger, und wir hören erst auf zu essen, als alles verputzt ist.

Anschließend gehen Collin und ich mit Eloy raus aus der Stadt und hinein in den Yosemite Village Park. Außer einer großen Wiese und ein paar spärlichen Holztischen gibt es hier nicht viel, aber es stört sich niemand daran, wenn wir den Schäferhund frei herumrennen lassen.

Collin hält meine Hand fest umschlossen, als wäre er noch ein Kleinkind und nicht ein Junge von fast zwölf Jahren. Er muss mir nicht mit Worten erzählen, was bei ihm an der Schule vorgefallen ist. Ich sehe es an seinem Gesicht. Es spricht Bände, während er schweigend neben mir hergeht. Wir sind beide gebrannte Kinder und verstehen uns, ohne viel miteinander zu sprechen.

So wie beim letzten Mal an seiner alten Schule. Das wollte Collin mir eigentlich verschweigen. Er hat es nur erzählt, damit ich mit ihm zusammen die Strecke ablaufen kann, die der Schulbus gefahren ist. Es dauerte Stunden, all seine Sachen zusammenzusuchen. Immerhin fanden wir seinen Turnbeutel und die Sportschuhe, die er zum Geburtstag bekommen hatte, unversehrt. Bei seinen Heften und Büchern sah das leider anders aus. Viele

Sachen hatten den Sturz aus dem fahrenden Bus nicht überlebt. Einige Bücher konnte ich für Collin neu aus dem Internet beschaffen, ohne dass unsere Eltern etwas davon mitbekamen. Alles in allem kam ich damit günstig weg, aber nachts sehe ich oft das verzweifelte Gesicht meines Bruders vor mir, während seine Klassenkameraden den Inhalt seiner Schultasche aus dem Busfenster kippten. Es erinnert mich immer an ein eigenes Erlebnis. Ich war gerade zehn Jahre alt, als meine damaligen Mitschüler mich im Bus mit den Füßen nach oben an der Haltestange festgebunden hatten. Mit so vielen Knoten in den Schnürsenkeln, dass mir nichts anderes übrig blieb, als meine Schuhe gewaltsam von den Füßen zu streifen und so hart auf den Schultern zu landen, dass sie tagelang blau waren. Anschließend musste ich die Schuhe mit der Schere losschneiden. Durch diese Aktion habe ich mehrere Haltestellen verpasst und musste dann ohne Schnürsenkel einige Meilen nach Hause laufen ...

«Marie ...» Collin zupft an meinem Ärmel, zieht ein zerknülltes Blatt Papier aus seiner Hosentasche und reicht es mir. Meine Körpertemperatur sinkt schlagartig, und kurzzeitig pumpt mein Herz nicht genügend Blut in meinen Kreislauf. Meine Finger zittern, als ich das Bild zerreiße. Der erste Riss geht mitten durch den akkurat gezeichneten Grabstein, der den Namen meines Bruders trägt.

«*Wir tanzen auf deinem Grab*», steht darunter.

Ich kann mir vorstellen, wie Collin sich gefühlt haben muss, als ihm ein Klassenkamerad den Zettel zugesteckt hat. Es kostet mich einige Anstrengung, zu lächeln, während ich die kleinen Schnipsel hoch in die Luft werfe.

«Vergessen wir's», bestimme ich, und er nickt.

Irgendwie sind wir uns von Anfang an einig gewesen, dass wir zu Hause niemals erzählen werden, wie die anderen an der Schule mit uns umgehen. Nicht, weil wir

uns nicht trauen würden, und auch nicht, um unsere Mitschüler zu schützen. Der Grund ist einzig und allein der, dass wir unsere Eltern nicht belasten wollen. Allein der Gedanke, ihnen zu verraten, wie es uns wirklich ergeht, bricht uns das Herz. Beide geben sich so viel Mühe und arbeiten unendlich viel, um uns Kinder glücklich zu machen. Es war für uns alle ein Wunder, dass Collin überhaupt überlebt hat, und es wäre einfach nicht richtig, sich zu beschweren.

«Marie», beginnt Collin plötzlich erneut.

Mein Herz macht einen Satz, in panischer Erwartung, dass noch etwas vorgefallen sein könnte. Ich bleibe stehen, um ihn anschauen zu können. «Ja?»

«Kannst du etwas für mich tun auf dem College?» Er schaut mich durch die dicken Gläser seiner Brille an, und seine Augen bekommen einen sehnsüchtigen Ausdruck.

«Was immer du möchtest», verspreche ich ihm und kann mir seinen Wunsch bereits denken. «Ich werde es zumindest versuchen!»

«Es ist nicht so schlimm, wenn es keine Orcas sind.» Ein großzügiges Grinsen breitet sich auf seinem Gesicht aus. «Hauptsache irgendein Wal. Blauwal, Buckelwal, Grauwal. Vollkommen egal.»

«Ich versuche es. Versprochen!» Schon immer ist mein Bruder fasziniert gewesen von diesen Tieren, und seit seinem Traum im vergangenen Jahr ist er besessen von ihnen. Der Gedanke, seine Schwester direkt an der Küste zu wissen, bringt ihn fast um den Verstand.

Collin lacht auf. «Du musst mir nicht einen ganzen Wal mitbringen. Ein paar Fotos reichen mir! Ich bin da nicht so anspruchsvoll.»

Unwillkürlich muss auch ich lächeln, und mein Herz macht einen Sprung angesichts seiner kindlichen Unbeschwertheit.

«Die kriegst du!» Feierlich hebe ich meine Hand in die Luft. «Und wenn ich heimlich ein Boot klauen und damit aufs Meer rudern muss – du wirst deine Fotos bekommen!»

Collin strahlt mich an und lässt unvermittelt meine Hand los. «Eloy», ruft er. Der schwarze Schäferhund hebt sofort den Kopf und rennt mit fliegenden Ohren auf uns zu. Collin nimmt einen Stock vom Boden und wirft ihn ein Stück in die Wiese. Eloy rennt ohne zu zögern hinterher, apportiert ihn und springt so übermütig an mir hoch, dass ich fast das Gleichgewicht verliere. Mein Bruder beginnt zu lachen, und ich lache mit.

Es ist eine Freude für mich, ihn mit Eloy zu sehen. Irgendwer hat den Hund verwaarlost in einem Schuhkarton am Straßenrand gefunden und im Tierheim abgegeben. Dort habe ich den Welpen vor sieben Jahren abgeholt, als noch in der Schwebephase war, wie es mit Collin weitergehen würde. Ich dachte, es wäre ein Grund für ihn, sich zurück ins Leben zu kämpfen. Von Anfang an hat Eloy sich völlig auf den Jungen fixiert, lag neben ihm im Bett und hat sein vom Fieber glühendes Gesicht abgeleckt. Wenn der Schüttelfrost Collin plagte, rollte er sich wie eine fellige Wärmflasche auf seiner Brust ein. Die Ärzte rieten uns, den Hund aus dem Bett zu nehmen und wieder abzugeben oder wenigstens nach draußen in den Garten zu verbannen, um Collins zerstörtes Immunsystem nicht noch mehr zu belasten. Glücklicherweise hörten meine Eltern auf ihr Herz und ihre Intuition und nicht auf die Ratschläge, die irgendwo in dicken Medizinbüchern standen. Über all die Wochen, die Collin im Bett verbringen musste, wickelte Eloy selten von seiner Seite. Später, als Collin seine ersten wackeligen Gehversuche machte, diente der Hund ihm als Stütze.

Ob Eloy tatsächlich einen Beitrag zur Gesundheit geleistet hat, kann natürlich niemand sagen, aber es ist ei-

ne innige Freundschaft zwischen ihnen entstanden, die unheimlich wertvoll ist.

Gemeinsam versuchen wir nun, Eloy zu fangen, aber er rennt wie ein Verrückter im Kreis um unsere Beine herum, bis Collin und ich schließlich einen Drehwurm bekommen und gemeinsam in den Staub fallen. Wir lachen weiter, ohne zu wissen, warum eigentlich. Vielleicht einfach nur, weil es sich unglaublich schön anfühlt, wieder zu Hause zu sein. Bei den Liebsten, bei denen man alle Probleme ganz weit in die Ferne schieben kann.

3

Taten verletzen, Ignoranz zerstört

«Guten Morgen», sage ich fröhlich, als mein Handywecker klingelt. Wie immer bin ich sofort hellwach und setze mich im Bett auf. Die Sonne scheint hell und freundlich ins Zimmer, und irgendwie bin ich voller Energie und Glück. Das Wochenende daheim hat mir richtig gutgetan. Ich versuche, den Gedanken, dass ich vermutlich erst in sechs Wochen wieder nach Hause kann, erst mal nicht zuzulassen.

Tiffany rührt sich nicht. Zaghafth schleiche ich mich an ihr Bett und berühre leicht ihre Schulter. «Guten Morgen», wiederhole ich sanft. «Zeit zum Aufstehen.»

«Boah, lass mich!», keift sie mich unvermittelt an und zieht sich die Bettdecke über den Kopf. «Bist du bescheuert? Ich hab erst heute Mittag die erste Vorlesung.»

«Oh. Tut mir leid.» Irgendwie bin ich gar nicht auf die Idee gekommen, dass für Tiffany der Morgen noch frei sein könnte und sie schlafen will. «Magst du trotzdem mit mir frühstücken kommen?»

«Nein, das will ich natürlich nicht! Ich will pennen.» Sie schreit mehr, als dass sie spricht. «Ich hab das ganze Wochenende gefeiert. Aber davon verstehst du ja nichts.»

Damit hat sie recht, und deswegen ziehe ich es vor zu schweigen. Leise gehe ich ins Badezimmer, um mich anzuziehen. Ich sitze ganz allein in der Mensa beim Frühstück und schaufele mein Rührei in mich hinein, aber mein Kopf ist voller Collin und mein Herz gefüllt mit Liebe, sodass ich das gar nicht richtig wahrnehme.

Meine erste Vorlesung auf dem College ist Anthropologie, eines meiner Bezugsfächer.

Vorsichtig trete ich in den großen Hörsaal ein, der mich vom Aufbau her etwas an ein Kino erinnert.

Ich suche mir einen Platz am Fenster und bin angenehm überrascht von dem Professor und seiner klaren und gut verständlichen Art, mit der er den Vortrag hält. Der gesamte erste Tag auf dem College läuft problemlos, und irgendwie schwebe ich wie auf Wolken. Die anderen Studenten interessieren sich nicht sonderlich für mich, und ich sitze in jedem Kurs allein, aber das stört mich nicht. Ich bin hier, um zu lernen, und deswegen ist es vollkommen in Ordnung, für mich zu sein. Solange das in Frieden und ohne böse Ausgrenzung von den anderen geschieht. Harmonisches Alleinsein macht mir nichts aus. Im Moment fühle ich mich einfach wohl. So wohl, dass ich es sogar geschafft habe, mich zu Wort zu melden und einen Beitrag zur Vorlesung zu leisten.

Beim Abendessen sehe ich Tiffany wieder. Sie kommt mit ihrem Tablett in den Saal und setzt sich zu mir an den Tisch.

«He», grüße ich, pikse eine grüne Erbse auf und warte, ob sie mir etwas von ihrem ersten Vorlesungstag berichten möchte. Aber sie blickt nur stumm auf ihr Handy, macht alle drei Sekunden die Display-Beleuchtung aus, nur um sie gleich wieder anzumachen. Ihre geistige Abwesenheit macht mich traurig, denn irgendwie hätte ich gerne erzählt, dass ich am Wochenende bei meiner Familie war. Es kommt selten genug vor, dass ich ein Mitteilungsbedürfnis habe, aber wenn es um meinen Bruder geht, gibt es manchmal Ausnahmen. Meine Hand geht an meine Tasche, und ich ziehe meine Geldbörse hervor. Ich klappe sie auf und schiebe Tiffany die Seite mit dem Foto von Collin hin.

«Was ist das?», fragt sie mürrisch und starrt auf das Bild.

«Mein Bruder», erkläre ich stolz.

«Toll», erwidert sie und stochert in ihrem Essen herum. «Sieht aus wie ein Troll.»

Wenn mir jemand mit der Faust in den Magen geschlagen hätte, wäre der Schmerz erträglicher gewesen. Mit offenem Mund starre ich Tiffany an, unfähig, etwas zu sagen. Meine Finger zittern, als ich die Geldbörse wieder zu mir heranziehe und in meiner Tasche verstaue.

«Sorry, ich hab gerade echt wichtigere Probleme», murmelt Tiffany. Sie spürt gar nichts von der Zerstörung in meinem Inneren.

«Hm», mache ich.

Plötzlich sieht sie auf, wirft ihre Gabel in den Teller und schimpft los: «Jayden wollte am Samstag nicht mit mir ausgehen!»

Ich bleibe stumm. Nicht weil mich nicht interessiert, was sie zu sagen hat, sondern weil ich sie nicht unterbrechen will.

«Ach, was rede ich überhaupt mit dir ...»

«Ich höre zu», verteidige ich mich.

«Er. Wollte. Nicht. Mit. Mir. Ausgehen!» Sie spricht jedes Wort wie einen einzelnen Satz.

«Verstehe», sage ich, obwohl ich gar nichts kapiere.

«Ja, ich verstehe es leider auch!» Ihr Blick flackert. «Jeder hier weiß, dass Jayden Summers sich nie lange Zeit mit demselben Mädchen trifft. Aber ich hatte die Hoffnung, ich könnte eine Ausnahme sein ...»

«Vielleicht bist du es», versuche ich, sie aufzumuntern.

«Am Freitag haben wir uns noch getroffen. Aber er meinte, die Samstage gehören immer seinen Freunden, und das schon, seit er auf dem College ist.»

Da hast du doch schon die Begründung für sein Verhalten. «Was ist denn so falsch daran, dass er seine Freizeit zwischen seinen Freunden und dir aufteilt?» Für

mich ist das ein ungewöhnlich langer Satz, und ich bin stolz, dass mir etwas so Kluges eingefallen ist.

«Er hätte mich einfach mitnehmen können.» Tiffany schaut mich böse an und springt mitten im Satz auf. «Entschuldige mich. Dahinten ist Steph. Ich muss mit ihr reden.»

«In Ordnung.» Mir ist klar, dass sie Steph noch mal genau das Gleiche erzählen wird wie mir eben, und vermutlich werden sich die beiden dann gemeinsam über Jaydens unakzeptables Benehmen aufregen.

Tiffany schnappt sich ihr Tablett und geht davon. Sie denkt nicht einmal daran, mich zu fragen, ob ich mitkommen will. Was sie eben ihrem Freund so vorwurfsvoll angekreidet hat, scheint für sie selbst gang und gäbe zu sein. Ich schüttele den Kopf, verbanne ihre verletzte Aussage aus meiner Erinnerung und widme mich wieder meinem Herzen, das noch immer voll ist mit meinem Bruder und seiner Liebe.

Tiffany hat das Zimmer bereits verlassen, als ich aufwache. Schon die ganze Woche ist sie vor mir aufgestanden, um gemeinsam mit Steph am Strand joggen zu gehen. Eigentlich ist Tiffany eine Langschläferin. Der Grund, wieso sie plötzlich so früh auf den Beinen ist, heißt Jayden und geht ebenfalls morgens um diese Uhrzeit laufen.

Anschließend kommt Tiffany immer allein zurück, um zu duschen, und wir gehen gemeinsam zum Frühstück. Dort sitzen wir mehr oder weniger stumm nebeneinander. Sie erzählt mir kurz von Jayden, dass sie ihn getroffen hat, er sie freundlich begrüßt und schief angelächelt hat oder dass der Strandlauf ein Reinalfall war.

Dann ist die Unterhaltung meistens auch schon beendet. Irgendwie fällt es uns schwer, ein gemeinsames Thema zu finden. Für mich ist das nicht so schlimm, ich fühle mich auch im Schweigen wohl. Aber Tiffany ist eine Person, die es liebt, sich selbst reden zu hören. Umso mehr hoffe ich auf unsere gemeinsamen Vorlesungen, weil ich mir wünsche, endlich etwas zu haben, über das wir sprechen können.

Heute ist Freitag, der einzige Tag in der Woche, in der wir einen Kurs zusammen haben: Psychologie. Ich freue mich riesig darauf, dass er nun endlich startet, aber ausgerechnet heute ist Tiffany nach dem Joggen nicht ins Zimmer zurückgekommen. Dabei möchte ich doch so gerne mit ihr zusammen hingehen, um uns einen gemeinsamen Tisch zu suchen. Irgendwie würde mir das ein Gefühl von Freundschaft suggerieren, und ich werde schon ein wenig ungeduldig, als sie um halb neun noch immer nicht da ist. Endlich wird die Tür aufgestoßen, und Tiffany stürmt herein. Allerdings ist sie dieses Mal nicht allein. Steph, ein hochgewachsenes, sehr schlankes Mädchen, ist bei ihr. Ihre großen Ohrringe klimpern, als sie den Kopf schüttelt.

«Ehrlich, Tiffany», sagt sie. «Wie hast du das nur geschafft? Jayden hat echtes Interesse an dir! Ich bin wirklich neidisch auf dich.»

«Er ist so toll», schwärmt Tiffany. «Sein Freund ist aber auch nicht ohne.»

«Du meinst Ben?»

«Ja, richtig. Ben Thompson. Er spielt zusammen mit Jayden im Backcourt. Er ist der Shooting Guard in der Mannschaft.»

Grußlos gehen die Mädchen an mir vorbei. Tiffany zieht ein paar Klamotten aus dem Schrank, nimmt ihr Handtuch und ihre Tasche und macht auf dem Absatz kehrt.

«Meinst du, ich kann bei ihm landen?»

«Versuch es, Steph.» Tiffany drückt ihr einen Kulturbeutel in die Hand und schiebt sie Richtung Tür. «Wenn einer eine Chance hat bei ihm, dann ja wohl du.»

Beide kichern albern und verlassen das Zimmer. Ich sitze noch immer auf meinem Bett und starre ihnen hinterher. Da ich mir nicht vorstellen kann, dass Tiffany auf ihr morgendliches Duschen verzichtet, muss ich davon ausgehen, dass sie es bei Steph im Zimmer tun wird.

Da fühlt sie sich wohler als bei mir ...

Eine mir sehr gut bekannte Leere macht sich in mir breit. Die Lust auf Frühstück ist mir gründlich vergangen, deswegen beschließe ich, gleich zum Psychologiekurs zu gehen. Langsam schlurfe ich über das Gelände und durch die endlosen Gänge und erreiche als Erste den großen Saal. Er ist bereits offen, also trete ich ein. Es gibt Zweier- und Vierertische, die überall verteilt im Raum stehen. Ich überlege kurz und setze mich schließlich an einen der Vierertische. Ich befürchte nämlich, dass Steph auch in diesem Kurs sein wird, und wenn ich die Chance haben will, dass Tiffany sich zu mir setzt, dann wird sie das nur mit ihrer neuen Freundin an der Seite tun. Um mir die Zeit zu vertreiben, beginne ich eine Zeichnung. Natürlich nur mit Bleistift und schwarzem Fineliner. Es wäre dumm, in der Öffentlichkeit mit Blut zu malen. Die Menschen verstehen diese Art von Kunst nicht, und alles, was sie nicht kennen oder begreifen, lehnen sie kategorisch ab.

Früher, als ich noch in Alabama gewohnt habe, kannte ich eine Handvoll «Blood Painter» von einer Facebook-Gruppe. Wir haben uns einmal in der Woche in einer alten Ruine oder in der Gemeindehalle getroffen und gemeinsam gezeichnet.

Es hatte etwas sehr Skurriles, wie wir entweder auf alten Teppichen auf dem harten Steinboden im Kreis

oder in einem leeren Raum hintereinander auf Holzstühlen saßen. Die Treffen wurden immer auf Facebook ausgemacht, und entweder man kam und nahm teil, oder man blieb fort, und niemand vermisste einen. Durch Zufall bin ich über diese Gruppe gestolpert, ohne zu wissen, was es mit diesem Hobby überhaupt auf sich hat. Schnell entstand eine gewisse Faszination, die aber weniger das Zeichnen an sich als die Gruppe betraf. Sie strahlte zumindest virtuell eine Zusammengehörigkeit aus, und genau das war der Grund, warum ich anfangs, zu diesen Treffen zu gehen. Irgendwie habe ich immer gehofft, dort Freunde zu finden. Weil es alles Menschen waren, die einen großen Schmerz mit sich herumtrugen. Seelisches Leid, das sie auf die eine oder andere Weise loswerden mussten.

Allerdings stellte sich schnell heraus, dass sie alle viel zu sehr mit ihren eigenen Problemen beschäftigt waren. Niemand von ihnen war in der Lage, sich wirklich auf den anderen zu konzentrieren, geschweige denn eine echte Freundschaft zu knüpfen.

Wann immer ein Neuer dazukam, stellten wir uns zwar vor, erzählten kurz etwas, aber es ging nie in die Tiefe. Die Kontakte blieben oberflächlich, und es beschränkte sich alles sehr auf das Wesentliche: Man bekam einen der erfahreneren Teilnehmer als Lehrer zugewiesen, der einen in das Handwerk einwies. Mein damaliger «Lehrer» hieß Darius und kam aus dem Iran. Er machte mich mit den Utensilien vertraut und zeigte mir die Stellen, die gut und stark bluteten. Darius begriff schnell, dass es mir nicht darum ging, einen kontrollierten Schmerz herbeizuführen. Es war mir wichtig, mich relativ schmerzfrei und vor allem wenig sichtbar schneiden zu können, und er half mir dabei.

Sein Einfühlungsvermögen und seine Geduld gaben mir das Gefühl, etwas Besonderes zu sein. Es fiel mir

schwer, in seine Augen zu sehen, aber wann immer ich es schaffte, erinnerte mich die warme Farbe an geschmolzene Schokolade und damit an glückliche Kindheitstage.

Möglicherweise spielte es eine große Rolle, dass ich mich heimlich in ihn verliebte und die wöchentlichen Treffen dazu nutzte, ihn zu sehen. Ich habe davon geträumt, ihn mit meinen Bildern zu beeindrucken und einen Zugang zu ihm zu bekommen. Darius aber schien mein Interesse nicht zu bemerken, oder es ließ ihn einfach völlig kalt. Trotzdem bin ich fast über drei Jahre hinweg Woche für Woche zu diesen Treffen gegangen. Ich saß schweigend mit den anderen zusammen, habe mich geschnitten und mit ihnen gezeichnet und bin dennoch einsam geblieben. Dann hat sich die Gruppe aus diversen Gründen aufgelöst. Dennoch habe ich mit dem Zeichnen weitergemacht. Nach einer gewissen Zeit ist es eine echte Sucht geworden, meinen inneren Schmerz auf diese Weise loszuwerden, sodass ich mir nicht mehr vorstellen kann, wie es ohne gehen sollte.

Kurz schrecke ich auf, als die ersten Studenten hereinkommen. Sie suchen sich einen Platz am anderen Ende des Raums, und ich widme mich wieder den farblosen Flammen auf meinem Papier.

Nach und nach füllt sich der Saal, und fast bin ich froh, dass niemand an meinen Tisch möchte, denn dann spare ich mir die Erklärung, dass hier bereits besetzt ist. Endlich sehe ich Tiffany mit Steph hereinkommen und hebe zaghaft die Hand. Die beiden werfen sich einen vielsagenden Blick zu, und mein Herz macht einen ängstlichen Sprung. Aber Tiffany setzt sich mir gegenüber und Steph lässt sich neben sie auf den Stuhl fallen.

«He», sage ich und lächele. «Wart ihr noch frühstücken?»

Steph will mir gerade antworten, als Tiffany sie mit dem Ellbogen in die Seite stößt.

«Guck da!», ruft sie. «Ich wusste es. Die sind auch in diesem Kurs.»

Automatisch folge ich ihrem Blick und sehe zwei Typen in den Saal kommen. Bisher hab ich mir Basketballspieler immer riesig und irgendwie schlaksig vorgestellt, aber ich habe mich getäuscht. Beide sind durchschnittlich groß und athletisch, tragen lockere Jogginghosen und Sweatpullover dazu. Einer von ihnen hat seine Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Ich sehe blonde Strähnen darunter hervorlugen, bevor ich meinen Blick wieder senke.

Sofort springt Tiffany auf und winkt die beiden zu sich heran. Sie haben den aufrechten Gang von selbstsicheren Menschen, die genau wissen, was sie wollen. Ihre Präsenz ist körperlich spürbar, und ihre Anwesenheit zieht die Aufmerksamkeit aller umstehenden Personen auf sich. Vor unserem Tisch bleiben die jungen Männer stehen, begrüßen Steph und Tiffany mit Küsschen auf die Wange und nicken mir knapp zu. Schnell starre ich auf meine Hände, um nicht den Eindruck zu erwecken, ich würde jemanden beobachten.

«Wo sollen wir uns hinsetzen?», fragt Tiffany. «Es ist kein Vierertisch mehr frei.»

«Na toll», beschwert sich Steph. «Da haben wir schon zufällig einen Kurs zusammen und dann *das*.»

Das? Bin ich damit gemeint?

Ich schrumpfe auf meinem Sitz zusammen und wünsche mir plötzlich einen Tarnumhang, wie Harry Potter ihn hat.

«Wer ist sie denn?», will einer der Typen wissen, und ich bin mir sicher, er zeigt auf mich.

«Kenn ich nicht», sagt Steph schnell, bevor Tiffany etwas erwidern kann.

«Ah», macht er und lässt sich auf den freien Stuhl neben mich fallen. Es ist der Typ ohne Kapuze. Ich starre

auf seinen dunklen Haaransatz, als er sich zu mir herüberbeugt.

«Hey», begrüßt er mich freundlich. «Würde es dir etwas ausmachen, dir einen anderen Tisch zu suchen?» Er lächelt mich an und deutet zwischen den Mädchen und sich selbst hin und her. «Wir gehören zusammen, weißt du?»

Mit einem Anflug von Verzweiflung schaue ich zu Tiffany. Sie kenne ich schon länger, bei ihr habe ich keine Schwierigkeiten, ihr ins Gesicht zu sehen. Aber sie verzieht keine Miene. Der zweite Typ tritt dicht hinter mich, und ich fühle mich noch unbehaglicher. Deswegen springe ich auf, krame meine Sachen zusammen und räume den Platz, den er sofort beschlagnahmt.

«Tut mir leid», murmelt er, aber ich kann kein wirkliches Bedauern aus seiner Stimme heraushören. Eher eine Mischung aus Triumph und Freude.

Mittlerweile sind fast alle Kommilitonen im Raum, und mir bleibt nichts anderes übrig, als mich hinter die vier neben ein fremdes Mädchen zu setzen. Der Psychologiekurs, auf den ich mich die ganze Woche so sehr gefreut habe, hat plötzlich einen ganz faden Beigeschmack bekommen.

Das war nichts Persönliches. Sie wollten einfach nur bei ihren Freunden sitzen.

Bei ihren Freunden. Es fällt mir schwer, die Tränen zurückzuhalten.

Ich blinze mehrfach und lausche dem Gespräch am Tisch vor mir.

«Habt ihr Lust, heute Abend mit uns nach Saint City zu fahren?», fragt der Kapuzentyp. Er greift über den Tisch nach Tiffanys Hand, und ich schlussfolgere daraus, dass er Jayden sein muss.

«Wir haben kein Auto», gibt Steph kleinlaut zu.

«Ich schon», gibt er an. «Wir nehmen euch mit. Dort unten steigt heute Abend eine fette Party. Wir werden jede Menge Spaß haben.»

Im gleichen Augenblick bittet der Professor, der eben den Saal betritt, um Ruhe, und ich versuche zu akzeptieren, dass ich mein erstes Wochenende auf dem Campus vollkommen allein verbringen werde.

[...]